

Ein Herz für Deutsche

In der Bundesrepublik sollen sich Ausländer schön integrieren. Aber was, wenn Münchner oder Düsseldorfer in die Fremde gehen? Eine kleine Fallstudie aus den Nachbarländern Österreich und der Schweiz – mit Leuten, auf die keiner gewartet hat.

Von Hilmar Klute

Wien / Zürich – Schwer zu sagen, ob die Kellnerin mit der Modebrille, die im Café Sperl den großen Mokka bringt, auch bei einem Österreicher sofort abkassiert hätte. Ob sie ebenfalls so spinnhaft neben der Dürschle gekauert hätte, um dann die drei, vier resoluten Schritte zum Platz am Fenster zu gehen und mit Lauerblick die Rechnung vorzulegen. Ja, vermutlich hätte sie das auch bei einem Wiener so gehandhabt, und man sollte sich hüten, als Deutscher immer den Verdacht zu hegen, man sei in Wien Freiwild für die allgemeine Germaniaphobie, zu Österreichisch: den Piefkehass.

Andererseits sagen sie einem ja doch immer wieder, die Deutschen benähmen sich wie die Wildsäue hier in Wien, auch und gerade weil sie in lärmenden Rotten auftreten. Natürlich ist es keine gute Entwicklung, wenn in den medizinischen Seminaren der Wiener Universität kaum noch ein Österreicher sitzt. Fremde Kulturen, allen voran die deutsche, mögen zwar in Teilen bereichernd sein, aber es muss eben alles seinen Rahmen haben, und der war spätestens dann gesprengt, als der Anteil der deutschen Studenten in Wien in zehn Jahren von 2,3 schussartig auf 7,1 Prozent angestiegen war. Und weil dem nächst in der Bundesrepublik die allgemeine Wehrpflicht abgeschafft wird, kommt vermutlich in den nächsten Semestern eine noch größere Rotte von Piefkeis mit schlechten Abiturnoten nach Österreich.

Andererseits – es muss einen Weg geben, auch Deutsche so zu integrieren, dass sie in einem Land mehr Freude als Ärger bereiten. Seit ein paar Monaten debattieren die Deutschen darüber, ob sie es mit einer Rotte integrationsunwilliger Türken, Albanern und Senegalesen zu tun haben; ob sie auf dem Weg sind, ihr Kultur- und Lebensverständnis preiszugeben zugunsten von muslimischen Einwanderern, die angeblich nichts davon wissen wollen, was den Deutschen lieb und wichtig ist. Dass sich all jene, die in ihr Land kommen, möglichst schnell und reibungslos einklinken, das wollen die Deutschen. Aber wie ist es umgekehrt? Können die Deutschen, die im Ausland leben, vormachen, wie es mit der ordnungsgemäßen Assimilation geht?

„Ich war im ganzen Leben noch nie so deutsch wie hier.“ Das macht sie fassungslos.

Kann es Dirk Stermann vielleicht? Der geht jetzt erst einmal durch das aufwendig gemachte, sarkophagartige Eingangsportal ins Café Sperl, in welchem die weltgewandte Verkommenheit der Stadt Wien hübsch ausgestellt ist: Eng nebeneinander liegen die Ergebnisse der internationalen Presse auf dem alten Billardtisch. An den Wänden hängen farbtintensive Fotos aus besseren Tagen, als das Kaféhaus noch die Verlängerung der Kaiserzeit war – und nicht die rührend-siffige Konkurrenz von Starbucks. Stermann bestellt einen Espresso, der hier eigentlich korrekt klarer schwarzer heißt.

Der Kabarettist Dirk Stermann ist ein schönes Beispiel dafür, wie sich ein integrationswilliger Deutscher in dieses merkwürdig stolze und doch so komplex-beladene kleine Österreich erfolgreich einschmeicheln kann – freilich erst nachdem er die Höllenkreise des Integrationsprojekts durchschritten hat.

Vor mehr als zwanzig Jahren kam der gebürtige Duisburger Stermann als Numerus-clausus-Flüchtling aus seiner Studienstadt Düsseldorf nach Wien, und da fegte ihm die Wiener Wut gleich um die Ohren: Polizisten zogen ihn aus dem Straßenverkehr und schleppten ihn auf die Wachenstraße, um dort in Deutschland so fahren, hier nicht!; Deutschlandfahnen steckten in Hundehaufen, und wenn er, der Wahlwiener, sich verabschiedete, hieß es immer: „Dann noch schönen Aufenthalt in Wien!“ Ein Deutscher, denkt der Wiener, kann niemals auf ewig in Österreich bleiben. Stermann blieb und wurde ein beliebter deutscher Fremder. Er moderiert heute eine Radiosendung im ORF, ist einer der sehr wenigen wirklich komischen Kabarettisten im Fernsehen und hat ein erschütterndes Buch geschrieben: „6 Österreicher unter den ersten 5“ – die Geschichte seiner qualvollen, am Schluss aber rundgelauenen Integration.

Was er in seinem Buch beschreibt, erleben Ausländer in Deutschland genauso: die Willkür der Behörden; das gezielte Abfragen von Wörtern, die ein Fremder nicht aussprechen kann; Wie oft musste Stermann das österreichische Wort für Nichtigkeitsbescheid sagen? Wahrscheinlich, sagt Stermann, würde jemand, der nicht gut Deutsch spricht, manche Demütigungen auf Ämtern nicht in ihren feinen Verstärkungen mitbekommen.

Dirk Stermann ist 45 Jahre alt, trägt einen kurzgeschorenen grauen Vollbart und hat allen Verlockungen widerstanden, auch nur den Hauch eines wienerischen Zungenschlages in seiner Rede zuzulassen. „Das Problem ist: Wenn man sich anbietet, ist es doof, wenn man Hochdeutsch redet, ist es auch doof.“ Am besten sei, möglichst wenig zu reden und in diese wenigen Worte eine schöne Melodie zu legen, denn Wien, sagt Stermann, ist eine musikalische Stadt. Überhaupt sei die Kunst, möglichst undeutsch zu reden schon eine Integrationsleistung für sich. Als er Ende der achtziger Jahre zum ORF kam, musste Stermann den sogenannten Entpfeiferkursungen belegen: „Da lernst du so zu sprechen, dass du nicht störst.“ Manchmal, wenn er im Fernsehen zuhört, alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung, alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München



„Aber es bleibt doch immer, das Fremdheitsgefühl!“ – Caroline Peters, Burghauspielerin aus Deutschland, uohnhaft in Wien. Foto: Peter Rigaud/laif

etwas Böses sagt, schimpfen die Österreicher und raten ihm, nach Deutschland zu gehen. „Die sagen, ich sei ein linker Staatskünstler, der von deren Steuergeldern lebt. Aber ich sei zu schlecht, um in Deutschland zu leben.“ Für Deutschland zu schlecht, für Österreich gerade gut? Was kann es Rätselhafteres geben als einen Hochmut, der sein Fundament im Minderwertigkeitsgefühl hat!

Ein erfolgreicher Immigrant, der Fall Stermann zeigt das sehr schön, muss lernen, die Widersprüche seiner Wahlheimat auszuhalten. Er muss begreifen, dass er zwar nicht grundsätzlich willkommen ist, sich aber Respekt erarbeiten kann, wenn er nur zäh genug bleibt. Das ist wichtig, weil Integration von Deutschen auch gehörig schiefgehen kann, wie der Fall Peters zeigt.

Caroline Peters ist vor ein paar Stunden erst aus Deutschland in Wien angekommen, das heißt, sie ist in Wahrheit nicht angekommen hier in Wien, wo sie seit mehr als zehn Jahren Burghauspielerin ist, aber im täglichen Leben fremd. Wie eine Figur von Beckett. Im deutschen Fernsehen spielt sie die Sophie Haas in der Serie „Mord mit Aussicht“, die im kommenden Jahr fortgesetzt wird – eine Kommissarin aus Köln, die in der Provinz nicht zurande kommt. Peters wirkt immer noch fassungslos, so jedenfalls sitzt sie im Café des Hotels Imperial am Kärrntner Ring. „Ich war im ganzen Leben noch nie so deutsch wie hier.“



„Grundsätzlich integrationswütig“: Sportmoderator Marcel Reif (li.)

Weil die Wiener ihr das Deutsche immer wieder unter die Nase reiben wie jenen scharfen Kren, den man hier zur Burenwurst isst. „Jedes Gespräch“, sagt sie, „endet mit dem Satz: Na, auf Wiedersehen, hams sicher auch deutliches Heimweh nicht wahr? Wolns noch lange bleiben?“ Sie hat versucht, mit Engelsingungen zu reden, aber das half wohl alles nichts. „Jetzt schlag ich hier einen anderen Ton an. Ich blaffe die an. Ich sage dem Taxifahrer: Da, fahr den Weg!“

Ein schöneres, weil eleganteres Integrationsgeheimnis von Caroline Peters lautet hingegen: Man muss die Hierarchien beibehalten, auf welche die Österreicher so unfassbaren Wert legen. All die Titel, all die Magister und Habilitanten. Und es war auch das integrationsfördernde Glück von Frau Peters, dass ihr ein paar Österreicher den Weg zur Optimierung ihrer Einbürgerung gewiesen – respektive die Tür geöffnet haben zum Guten benehmen. Und das im wahren Wortsinne, denn Türen öffnen in Wien grundsätzlich die männlichen Begleiter, und eine Frau schlägt auch nicht selbstständig in ihren Mantel. All die in Deutschland mühevoll errungenen sogenannten Emanzipationstechniken – in Österreich lässt man sie als Integrationsstocher alle fahren, denn hier herrscht, das hat Caroline Peters verstanden, eine Dreiklassengesellschaft, wie es sie in Deutschland nicht mehr gibt.“ Und ein bisschen findet sie es dann doch gut, dass in Wien nicht jeder Kellner

eigentlich Schauspieler und Fotograf ist wie in Berlin und einem lustlos das Essen auf den Tisch knallt, das – nebenbei – in Wien nicht so sagenhaft schlecht ist wie in der deutschen Hauptstadt. Und dass der ältere Herr am Nebentisch im Imperial im grauen Anzug dasitzt und das Szegediner Gulasch mit Bedacht zum Mund führt, behagt ihr auch: „In Deutschland hätte der vermutlich was Lockeres an.“



„Dann noch einen schönen Aufenthalt in Wien!“: das hört er setzt zwanzig Jahren. Fotos: Intertopics, Robert Hass, Picturealliance

Er hat die Kinder von der Internationalen Schule genommen – eine kluge Idee.

Aber einmal, erzählt Caroline Peters, hat sie im Kino gessen, das war zur Zeit der Fußballweltmeisterschaft. Es lief eine Kinowerbung, aus der hervorging, wie dumm die Deutschen seien. Das ganze Kino hat gelacht. „In Deutschland wäre es undenkbar, dass ein großes Auditorium über einen rassistischen Witz lacht.“

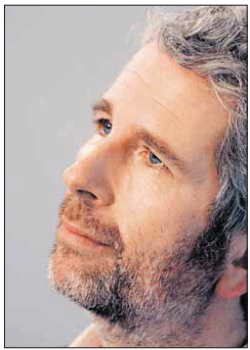
Rassistisch? Das ist ein großes Wort. Und es klingt auf integrationswillige Deutsche gemünzt ein wenig seltsam. Um ihm Kontur zu geben, empfiehlt sich ein Blick, genauer: Rückblick in die Schweiz des vorigen Jahres. Damals lancierte die sehr konservative Schweizerische Volkspartei die bemerkenswerte These, es handele sich bei den Deutschen um eine eigene Rasse. Aber es muss sich um eine zäh, um Rang und Posten bemühte Rasse han-



deln, denn in den Verwaltungs- und Vorstandsetagen sitzen die Deutschen so zahlreich wie auf den Lehrstühlen der Zürcher Hochschulen, und es ging damals so gar so weit, dass sich die deutschen Akademiker in Zürich mit einem Protestbrief in der Neuen Zürcher Zeitung gegen ihre Diskriminierung wehren wollten.

Heute, ein Jahr nach dem großen Schweizer Angriff auf die Deutschen, hört man nicht mehr so viel davon. Deutsche ziehen weiterhin in die Schweiz, bis zu 30 000 sind es pro Jahr, sie nehmen höhere Posten und Ränge ein und besitzen ein feines Sensorium für die Empfangsmöglichkeiten der Gastgeber. Der Münchner Christian Unger ist seit 2009 Leiter des Ringier-Verlags, des größten Medienunternehmens der Schweiz. CEO nennt man diesen Posten und die Anzahl der Deutschen auf diesem hohen, wie man so schön sagt Entscheiderssegment liegt in der Schweiz bei 31 Prozent.

Unger ist ein Manager, der auf angenehme Weise auf dem Sprung wirkt. Dabei ist der 43 Jahre alte Mann gerade dabei, sich richtig festzusetzen in diesem Land, in dem er Geld verdient, und es ist viel Geld, das Unger hier verdient. Dem Ringier-Verlag gehören ein Großteil der Schweizer Boulevardzeitungen und zwei Radiosender sowie die deutschen Magazine Monopol und Clevo. Christian Unger baut das Unternehmen weiter aus, einer der letzten Jahresumsätze lag bei knapp 1,3 Milliarden Schweizer Franken.



Wer Christian Unger nun auf seine Integrationsstechnik abfragt, gewinnt rasch den Eindruck, dass er sich fast planmäßig eingefügt hat. Als klar war, dass er die nächsten Jahre in Zürich leben würde, hat er seine drei Kinder von der Internationalen Schule genommen und in die Schweizer Schule geschickt. Denn Integration, das muss man begreifen, bedeutet zu einem gewissen Grad eben doch Assimilation und das verstehen viele nicht, sagt Unger. „Viele Deutsche unterschätzen, dass sie in ein Land mit einer anderen Kultur ziehen, einem anderen politischen System und ecken an.“

Wie denn? Indem sie die Schweiz als Durchgangstation betrachten, sich nicht beheimaten wollen und manchmal doch auch ein bisschen zu laut und direkt reden. Oder wie Christian Unger es in diesem wunderbaren Managersatz hier sagt: „Indem man es a priori bestimmt, den Mietvertrag der Wohnung so zu kalibrieren, dass man schon wieder den Auszug definiert hat.“

Und die Sprache? Ja, die Sprache zu verstehen, ist natürlich immer wichtig, wobei Christian Unger eher darauf verzichten möchte, sich das Schweizerische anzueignen. Er hat einige Jahre in China gelebt und dort die Idee entwickelt, möglicherweise Chinesisch zu lernen, um näher an die Leute heranzukommen. Aber die Kollegen haben ihm abgeraten, weil er die Sprache ohnehin nie korrekt sprechen könne und am Ende als eine Art Hybridversion eines Deutsch-Chinesen umhergehen müsste. Immerhin, sagt Unger, könne man als Deutscher in der Schweiz die volle Akzeptanz genießen, wenn man sich auf alles einlässt. Und das ist sowieso eine schöne Regel für alle, die sich in einem Land einleben möchten: Wer sich integrieren will, muss bleiben wollen.

Manchmal ist es gut zu wissen, dass ein kleiner Betrug zur Begrüßung hilfreich sein kann.

Oder er muss wenigstens einen Mittelweg zwischen gelegentlichem Dasein und geschickter Handhabung der Schweizer Lebensart finden – so, wie der extrem wortgewandte Fußballreporter Marcel Reif. Reifs letzte Ehefrau war Schweizerin, er lebt teils bei seinen Kindern in Zürich – oder eben bei seiner neuen Frau, die Ärztin in München ist. Reif sitzt im sehr münchenerischen „Franziskaner“, er skaliert behende eine Weißwurst und ruft, dass er „integrationswütig“ sei. Eine Eigenschaft, die Reif auf die Kapriolen seiner frühen Jahre zurückführt: in Polen in eine jüdische Familie hineingeboren, ein paar Jahre in Israel. „Ich hab ja nirgends richtig was gekommt. Weder Hebräisch noch Deutsch noch richtig Polnisch. Das ist für ein Kind traumatisches, verstehen Sie? So hab ich mir meine Sprachbegabung erklärt im Nachhinein.“

Diese Sprachbegabung gestattet Reif sogar, das schwer zugängliche Schweizerdeutsch so flüssig zu sprechen, dass er dem Schweizer damit unter Umständen eins aussprechen kann. „Wenn ich meine, es müsse mal nach meinem Tempo gehen, dann switche ich ganz plötzlich ins Hochdeutsche – was den Effekt niemals verfehlt. Niemals!“ Der Effekt ist, dass der Schweizer nicht mehr mitkommt. Aber einer wie Reif muss auch vorsichtig sein in der all zu ironischen Brechung seines Verhältnisses zu den Schweizern: Er steckt mitten in einem Einbürgerungsverfahren. Dazu wird er die Kantone auswendig wissen müssen und ein paar Politikernamen. Ansonsten gilt: Wer Deutscher ist und ausreichend Geld ins Land bringt, wird nicht an der helvetischen Beharrlichkeit scheitern.

Und wer in Wien Burghauspieler ist, wird nicht an der Impertinenz der Wiener Zentrale scheitern. Der Chef des Petersers Konto eröffnen wollte, fragte sie der Schalterbediener nach ihrer Adresse. Da sie in Wien nicht gemeldet war, verfügte sie über keine. Der Bankmann stellte die Frage abermals. Dann half er Peters mit einem wunderbaren Satz: „Wir hier sind zum Beispiel gerade in der Mariahilfer Straße 3.“ So sollte die Adresse ihres eigenen Weg in Caroline Peters' Meldunterlagen finden, und die Schauspielerin war um die Erfahrung reicher, dass der elegante Betrug eine Spielart der wienerischen Bewillkommung darstellt. Man wird nie ankommen, wenn man diese Spielregeln nicht beherrscht. Aber es bleibt doch immer, sagt Caroline Peters, das Fremdheitsgefühl: „Wenn ein Türke dreißig Jahre lang in Kreuzberg lebt, wird er immer noch als Türke bezeichnet.“

Die große Integrationskunst besteht darin, wie man sich fremd und trotzdem zu Hause fühlt. Wie man letztlich seine Identität – mag es die kulturelle, nationale und religiöse sein – bewahrt und dennoch die Angebote des Wahldandes ernst und wahrnimmt. Dirk Stermann hat das verstanden. Er setzt im Wiener Café Sperl seine Skimitze auf und wird dann draußen vor der Tür zum Fremdenführer durch diese im kalten Glanz der Geschichte badende Stadt. Gleich neben dem Café Sperl rutscht die Girardigasse grau und eng zum Naschmarkt runter, und Dirk Stermann zieht die schwere Tür zu Nummer zehn auf. Man steht jetzt in einem Hinterhof mit erstaunlich veronahaften Balkonen. Hier, sagt Stermann, standen früher die Wiener Madeln, schön aufgereiht. Und der Wiener Bürger konnte in dieser stillen Kabinett des moralenthoben Laisser-faire treten und sich einfach eine Frau aussuchen.

Man ist wohl angekommen in einem Land, in einer Stadt, wenn man um das Gemüt seiner Gastgeber weiß. Und wenn man solche Orte kennt.